Nr. 320. IV. Jahrgang. Mittwoch den 18. November 1896. (2. Ausgabe.) 49500 Abonnenten.

Neueste Nachrichten

Uhren.
Nur beste Fabrikate, in allen Preislagen.
Streng reelle 2jährige Garantie!

Uhrketten!
Ueberraschende Auswahl!
Hervorragend schöne Muster!
Billigste Preise!

Nickelketten (neueste Muster) von 0,50—4 Mk.
Rohte Talmi- u. amerik. Doubleketten „ 3—12 „
Massiv silb. Ketten (m. Feingehaltsstemp.) „ 3—15 „
Gold-Doubleketten (beste Qualität) „ 6—20 „
Massiv gold. Ketten (m. Feingehaltsstemp.) „ 25—150 „
Specialität: 14 car. Gold-Charivarketten „ 9—36 „
(bester Ersatz für massiv gold. Ketten, 10 Jahre Garantie).

G. Smy,
Uhren- und Ketten-Handlung,
Marienstr. 10 (Meinhold's Säle),
Ecke König-Johannstr.

Massiv goldene Ringe
(Reizende Neuheiten!)
im Preise von 5, 8, 10—30 Mk.
2788

Die Hut-Fabrik von H. Marsal, vormals J. Herzog
befindet sich jetzt Scheffelstrasse 34, Neubau, nächst Wallstraße.
19178

Die heutige Nummer enthält 24 Seiten.

Italien im Dreibund.

(Von unserem Correspondenten.)

d. g. Rom, 15. November.

Nichts ist müßiger, als die Frage zu erörtern, was Italien nach dem Ablaufe des erst wieder erneuerten Allianzvertrages unternehmen werde. Und dennoch ist es von hohem Interesse, die Wandlungen der öffentlichen Meinung und der Presse im Lande Italia zu verfolgen. Denn daß die Sympathien von einstmals sich nicht intact bis zum heutigen Tage erhalten haben, daß thatsächlich in der Volks-Seele, wie in der Volks-Raison „Wandlungen" eingetreten sind, das ist — zumal bei einem südländischen Volke! — nur allzubegreiflich. Mit welcher Begeisterung, ich möchte fast sagen, mit welchem Taumel hing man am Ende der 80er Jahre noch an der Idee des in Crispi personificirten und den Krieg gegen Frankreich und das Papstthum bedeutenden Dreibundes. Das war die Uebergangsperiode, als man sich noch in dem Wahn wiegte, Italien werde nach dem Bruche des französischen Handelsvertrages nunmehr auf eigenen Füßen stehen können, als man sich besonders hinsichtlich der materiellen Hilfe Deutschlands und Oesterreichs übertriebenen Erwartungen hingab. Die von Crispi genährte und von der Boulevard-Presse herzlichst erwiderte antifranzösische Stimmung nahm damals so bedenkliche Proportionen an, daß man wiederholt den Ausbruch des Krieges befürchten mußte und daß man es nur dem Berliner Cabinet verdankte, wenn dieser beschworen wurde.

Nun aber trat, als natürliche Reaction auf die nervöse Ueberreizung, eine allmälige Abspannung in der kriegerischen, ja provocirenden Stimmung ein, und diese war mit einer wirthschaftlichen und finanziellen Krise gepaart, die das Land vom Gipfel der höchsten Illusion bis an den Abgrund der Verzweiflung brachte. Die Ausfuhr nach Frankreich wurde nämlich, entgegen aller Erwartung, durch keinen anderen Markt genügend ersetzt und auch die erhoffte finanzielle Hilfe von Berlin und Wien blieb aus, bezw. traf nicht in dem ausgedehnten Maße ein, als man in Rom geglaubt hatte. Die Alliirten, die sich Italien zu Liebe natürlich nicht ruiniren konnten, erwiesen sich als „knauserig", und es fehlte nun bald nicht mehr an Apostrophen, die urbi et orbi die „ungeheure Dummheit" verwarfen, sich in die Arme solcher Bundesgenossen gestürzt zu haben! Trotzdem blieb Jahre hindurch diese Strömung nur vereinzelt. — Die französische Politik und die französische Presse thaten ihr Möglichstes, jeden in Italien etwa schüchtern auftauchenden Gedanken einer Versöhnung zu ersticken, aufs Grimmigste zu bekämpfen. Und darum war die übergroße Mehrheit der Italiener, wie ihrer Presse, bei allen Partei-Gegensätzen im Innern, darum waren Crispi, Giolitti, Rudini, waren Alle (ob sie sich auch untereinander am liebsten auffraßen) darüber einig: „Italien muß nach wie vor an der Tripelallianz festhalten, à tout prix!"

Und wieder vergingen Monate und Jahre, aber statt daß mit ihnen die Sympathie für den Dreibund wieder zunahm, nahm sie beständig, wenn auch leise, unmerklich, passiv, ab. Nicht blos ließ der so heiß ersehnte wirthschaftliche Aufschwung immer wieder auf sich warten (wofür man natürlich nur den Zollkrieg mit Frankreich und die Lauheit der Alliirten verantwortlich machte), sondern auch in der äußeren Politik stellten sich thatsächlich oder scheinbar gewisse Gegensätze zwischen dem römischen Cabinet und denen von Berlin und Wien heraus. Daß diese Gegensätze nicht so radicaler Natur sind, daß sie die Verlängerung der namentlich vom König bringend gewünschten Allianz ausschlossen, wissen wir; d. h. wir entnehmen dies eben aus dem Umstande der Allianz-Verlängerung selbst. Was aber die Stimmung im Lande betrifft, so müssen wir leider zugeben, daß die einst so aufrichtige, ja sentimentale Hinneigung zur Tripelallianz einem Gefühle Platz gemacht hat, das mindestens als Scepticismus zu bezeichnen ist. Wer die italienische Presse tagtäglich mit Aufmerksamkeit liest, wird uns verstehen. Obschon nun selbst in Italien Presse und Politik nicht immer identisch sind, wird man doch im Auslande gut thun, die erwähnten Symptome nicht aus dem Auge zu verlieren.

Politische Uebersicht.

* Dresden, 17. November Abends.

Die „Post" giebt in einer Besprechung der auf der heutigen Tagesordnung stehenden **Duell-Interpellation** einer Auffassung Ausdruck, welche allenthalben gebilligt werden dürfte und welche gerade von dieser Seite besondere Beachtung beansprucht. Das in Officierskreisen stark verbreitete Blatt führt aus, daß der gegenwärtige Vorstoß in Wirklichkeit dem militärischen Ehrbegriff gelte und sich in letzter Linie gegen den „Militarismus" im Ganzen richte. Das Blatt schreibt dann weiter:

Man wird anerkennen müssen, daß in diesem Vorgehen System ist. Aber gerade, weil dies der Fall ist, weil das Vorgehen der demokratischen Richtungen sich planmäßig gegen Punkte richtet, welche für die Qualität unseres Officiercorps wesentlich sind oder doch wenigstens wesentlich sein können und von den berufensten Beurtheilern als wesentlich angesehen werden, wird es darauf ankommen, durch energische und kräftige Beseitigung aller Auswüchse des militärischen Ehrbegriffes die Angriffspunkte zu beseitigen, von denen aus unsere demokratischen Parteien sehr zum Nutzen und Frommen der socialdemokratischen Bestrebungen ihren jetzigen Feldzug gegen des „Königs Rock" mit Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können glauben.

Man wird annehmen dürfen, daß die „Post" sich in diesem Wunsche mit den Anschauungen des überwiegenden Theiles der Bevölkerung in vollster Uebereinstimmung befindet!

* * *

Die gegenwärtigen, hochbedeutsamen Verhandlungen im Reichstage haben selbstverständlich eine Fluth von Commentaren hervorgerufen. In der Berliner Presse nehmen diese innerpolitischen Erörterungen einen so breiten Raum ein, daß der Behandlung auswärtiger Fragen nur sehr geringe Aufmerksamkeit geschenkt wird. So findet denn auch der an sich so wichtige **Friedensschluß zwischen Italien und Abessinien**, den man übrigens geneigt ist, der russischen Vermittelung zuzuschreiben, vorerst nur vereinzelte Besprechung. Daß die Italiener nur unter schweren Bedingungen den Frieden erkaufen konnten, war vorauszusehen. Man wird also das jetzt bekannt gegebene Abkommen, trotzdem es sicherlich manche bittere Pille für Italien enthält, nicht allzu ungünstig finden können, zumal Italien territorial und juristisch dieselbe Stellung behält, die es vor dem unglücklichen Kriege inne hatte. Wenn auch dem Prestige Italiens mancher Abbruch geschieht, so hätte der Vertrag doch sicherlich noch weniger ehrenvoll ausfallen können und die italienische Regierung wird froh sein, noch in verhältnißmäßig so glimpflicher Art davongekommen zu sein. Angesichts der von beiden Seiten bewiesenen Klugheit und Mäßigung darf man hoffen, daß die in dem Vertrage offengelassene Grenzfrage nicht zu neuen Streitigkeiten führen werde. Daß Italien jetzt seine Afrikapolitik bis aufs Aeußerste einschränken wird, darf als feststehend angenommen werden. „In Deutschland", so schreibt uns unser Berliner Bureau unterm 16. d. M., „nimmt man jedenfalls an dem glücklichen Ausgang der Angelegenheit herzlichen Antheil und an hiesigen maßgebenden Stellen hält man denn auch nicht mit der Befriedigung darüber zurück, daß das abessinische Unternehmen, welches Italiens Actionsfähigkeit nahezu lahm zu legen drohte, nunmehr in einer Form beendet ist, die keine Demüthigung des verbündeten Staates in sich schließt."

Deutschland.

—* **Zur Post-Zeitungstariffrage.** Die aus der im Juli d. J. in Berlin abgehaltenen Versammlung von ca. 300 Zeitungsbesitzern gebildete „Geschäftscommission deutscher Zeitungsbesitzer" trat gestern in der Reichshauptstadt zu einer Sitzung zusammen, um zu der jüngsten Veröffentlichung des „Vereins deutscher Zeitungsverleger" Stellung zu nehmen. Im Gegensatz zu den Bestrebungen dieses Verleger-Vereins, welcher eine Vertheuerung der billigen Preise verlangt, connte konstatirt werden, daß auf die seitens der „Geschäftscommission deutscher Zeitungsbesitzer" versandte Denkschrift, in welcher zunächst für die Aufrechterhaltung des alten Postzeitungstarifs und erst event. für Annahme der Hilgerschen Vorschläge eingetreten wird, bereits über 1500 schriftliche Zustimmungen großer und kleiner Zeitungen aus allen Theilen des Reiches eingegangen sind und sich noch täglich vermehren. Die Bestrebungen der „Geschäftscommission deutscher Zeitungsbesitzer", welche im Gegensatz zu dem „Verleger-Verein" darauf hinarbeiten, das Publikum und namentlich den kleinen Mann vor einer Vertheuerung seiner zum Lebensbedürfniß gewordenen Zeitungslectüre zu bewahren, findet also in Verlegerkreisen vollstes Verständniß und weiteste Anerkennung.

—* **In Friedrichsruh** ist, wie die „Hamb. Nachr." melden, folgendes Gedicht eingegangen:

Zu den Enthüllungen.

Das war wieder so ein Wasserstrahl
Zur Abkühlung der Franzosen,
Dem Zweibund fallen mit einem Mal
Die Herzen jetzt in die Hosen.
Nun traut der Franzmann dem Russen nicht,
Die Russen nicht den Franken;
Für diese rettende, neue That
Hat Wilhelm dem Fürsten zu danken.
Wir saßen nun leider dicke d'rin,
Wohin uns Caprivi geschoben,
Und nur Dein streitbarer Rittersinn
Hat uns aus der Patsche gehoben.
Ja, ja! Uns Leutchen im Sachsenland
Dein Coup war uns klar auf der Stelle,
Die Andern haben die Augen voll Sand,
Wir Sachsen aber sind helle!

B. d. 12. Nov. 1896.

Die Verse sind ja nicht grade schön, aber ihr Inhalt ist zutreffend.

Ausland.

Frankreich. Paris, 17. November. Eine zweite Broschüre Lazares über die **Affaire Dreyfus** erzählt: Die Pariser Zuchtpolizei verurtheilte im Januar 1894 in einer Geheimsitzung eine Frau Millescamp wegen Spionage. Die Millescamp hatte eine Liaison mit einem Bureaudiener von der deutschen Botschaft. Sie kannte jenen Hausbesorger, bei welchem ihr Geliebter die Papierschnitzel von der Botschaft verschlossen deponirte für den französischen Geheimagenten, welcher sie daselbst regelmäßig abholte. Unter einem geschickten Vorwande nahm die Millescamp ein Couvert vom Hausbesorger und enthüllte damit der Botschaft die Manipulationen des Bureaudieners, welcher sofort entlassen wurde. Mittlerweile war aber, weil die Couverts vom Bureaudiener fortlaufend numerirt waren, das Fehlen eines Couverts entdeckt worden. Die Polizei forschte die Millescamp aus, und sie wurde verurtheilt. Nach solchen Erfahrungen, fragt Lazare, sollte Jemand ein Actenstück wie den Dreyfusbrief sauber gefaltet fortgeworfen haben? Lazare stellt die Hypothese auf: Jenen Brief ließ der Fälscher beim Hausbesorger der deutschen Botschaft abgeben, sorgte aber gleichzeitig dafür, daß er nicht mit dem anderen Tageseinlauf in die Botschaftskanzlei gelangte, sondern mit anderen gleichgiltigen, thatsächlich der Botschaft ent-

Rund um Afrika.

Von Karl Böttcher.

(Originalbericht unseres Special-Correspondenten.)

(Nachdruck verboten.)

IX. Johannesburg.

Seit einigen Tagen athme ich in vollster Wonne die Atmosphäre der Goldfelder . . . Ich meine nicht jenes, hier überall herumschwebende, undefinirbare Aroma, das als Goldfieber die Köpfe fast der ganzen Bewohnerschaft umnebelt — ich meine die morgenfrische Luft des jäh aufblühenden, goldenen Johannesburg, in welcher für den ruhigen Beobachter so tausendfach bunte Erscheinungen gedeihen.

O, welch helles Vergnügen, die Commissioner-Street, die Hauptstraße dieser neuen Welt, gemüthlich entlang zu bummeln, vorbei an imposanten, rothfarbigen Geschäftspalästen, die sich brüsten, als hätten sie sich von London oder New-York hierher verirrt; vorbei an der etwas aufgedonnerten Börse, deren freischendes Gemurmel bis auf das Trottoir herausdringt und deren Besucher ihre Geschäfte noch auf der Straße fortsetzen; vorbei an armseligen Hütten, ach, so armselig, als könnte sie jeder übermüthige, halbwegs energische Windstoß von dannen blasen; vorbei an langen Fronten neuer, im Bau befindlicher Baracken, mit ihrer ganzen Umgebung aussehend wie eine Vogelwiese vor der Eröffnung . . . Und dann herumsteigen in den breiten, staubvollen Seitenstraßen, die oft vollständig verschwinden unter dichtem, wild daherfliegendem Staubgewölk. Und endlich sich von diesen Schlendereien erholen in dem aus phantastischem Gebüsch hervorlagenden, vornehm ruhigen Villenviertel an der Bock-Street!

Noch steckt die ganze Stadt im zarten Kindesalter von kaum zehn Jahren. Trotzdem — es tummelt sich in ihren Straßen bereits eine Bevölkerung von gegen hunderttausend Menschen. Alle geistigen Kräfte sind angespannt. Ueberall eine große Entwickelung, ein mächtiges Vorwärtsstreben, ein Erreichen hochgesteckter Ziele. Ueberall ein rascher, einzig und allein in der Welt dastehender Culturaufschwung.

Freilich, diese Bevölkerung! . . . Als hier vorüber der Glorienschein des Goldes aufdämmerte, blitzschnell wurde es bekannt in aller Welt bekannt. Sofort kamen Vertreter verschiedenster Nationen angezogen. So ist eine gar eigenthümliche Völkerversammlung von Chinesen, Holländern, Amerikanern, Hindus, Japanesen, Franzosen, Kaffern, Russen, Engländern, Deutschen entstanden.

Nun träumt Jeder Angesichts der oft im Handumdrehen aufgeschossenen Reichthümer von goldenen Bergen. Liebkosend zeigt ihm seine Phantasie jene herrlichen Tage, wo er, reich mit Beute beladen, dieses verteufelte Staubloch Johannesburg verlassen kann, um dann in einem lauschigen Villenvorort von Paris oder London oder unter den schattigen Bäumen Wiesbadens als gemachter Mann von der Johannesburger Hetzjagd auszuruhen . . .

Vorerst aber heißt es noch: mit Volldampf weiter nach Gold stürmen . . . Ach, jetzt ist mir, als gleiche die ganze Stadt einer einzigen großen Börse, einer einzigen großen Spielbank, in der Jedermann nach seiner Weise vom Speculationsfieber geschüttelt wird, vom vielfachen Millionär an bis hinab zum mahagonifarbigen Kaffer, dem kaum eine Ahnung von Hose um die dürren Beine schlottert . . . O, der tollen Täuschung! Wie brutal zuweilen gar mancher dieser Candidaten des Glücks aus der Höhe seiner Träume in die rauhe Wirklichkeit herabstürzt! Man zeigt mir ein ehemaliges englisches Parlamentsmitglied — der tapfere Mann streicht in einer Kneipe Tischdecke an; zeigt mir einen deutschen Premier-Lieutenant — er kutschirt die zweiräderige Droschke herum; zeigt mir einen schwedischen Rechtsanwalt — er ist beim nächtlich dahinrumpelnden Müllwagen beschäftigt. Was thut der Mensch nicht, wenn er essen will!

Auch ahnt mancher jener rastlosen, goldkeuchenden Streber gar nicht, wie bald ihn vielleicht das Klimafieber packt, wie hinter ihm her in heißer Luft sogar der Tod grinst.

Johannesburg erbebt sich auf goldgefülltem Erdreich, hat schätzestrotzende Goldfelder in seiner Nachbarschaft und gewiß manch warmklopfendes, goldenes Herz in seinen Häusern; aber es hat nicht ausreichend — Wasser. Kein Flüßchen rollt seine Fluthen daher; kein Bächlein schlängelt murmelnd sich dahin. Nur tiefe Brunnen mit dünnen, oft versiegenden Quellen und weite Zisternen mit dumpfem, abgestandenem Regenwasser bieten der Stadt ihre feuchten Schätze.

Man ist deshalb beim Verbrauch des Wassers möglichst sparsam, ja, geradezu geizig. Im Hotel wandert der edle Stoff nur in kleinen, halbgefüllten Gläsern auf die Tafel. Mancher Junggeselle, welcher seinen geliebten Morgenkaffee selbst bereitet, sieht sich oft vor die herbe Entscheidung gestellt: soll ich Kaffee trinken, oder soll ich mich waschen? Und die Zeiten, in denen ein leichtes Bad zwanzig Mark*) kostete, weil dazu in Ermangelung von Brunnenwasser als Ausbilfe ein Zusatz von Selters- und Sodawasser in die Wanne plätscherte, sind nicht gar lange vorüber.

Diese armen Johannesburger! Sie schnappen im dichtesten rothen Staubgewölk zuweilen wie ein Fisch in schlechtem Wasser und kein hellverlangender Wassertrunk, mit dem sie den Staub die Kehlen hinunterspülen können!

Und diese Preise! . . . Jedes fremde Portemonnaie erschrickt in diesem gelobten Land beim Bezahlen solcher Summen, erschrickt bis in seine verborgensten Winkel hinein und schmerzlich möchte es aufseufzend wenn es seinen Inhalt so rasch dahinschmelzen sieht . . .

Die kleinste Verkehrsmünze ist Sixpence — fünfzig Pfennige. Soviel kostet ein bescheidenes Gläschen (etwa zwei Zehntel) schlechtes einheimisches Bier, oder ein dürftig belegter Sandwich, oder eine halbe Flasche Selters . . . Aber dann! Du willst rauchen. Ja, paff' nur fröhlich in die Welt hinein — eine gewöhnliche Cigarre kostet eine Mark! Und trinke eine Flasche deutsches Bier dabei — sie kostet vier Mark! Und laß Dich rasiren — das kostet eine Mark! Und laß Dir den Rock ausbürsten — kostet fünfzig Pfennige! . . . Oder steck Deinen Kopf in eine Küche, damit Dir die Hausfrau mit einem Anhauch von Bitterkeit erzählt, daß man für einen Salatkopf eine Mark, für ein Pfund Kartoffeln fünfzig Pfennige, für ein Dutzend Eier vier Mark blechen muß.

Das Aufzählen solcher Preise ist eine gar trübe Beschäftigung. Zur Ehre von Johannesburg muß jedoch gesagt werden, daß hier der fleißige Mensch ein Stück Geld verdient, wie es ihm sonst nirgends in der Welt auf den Tisch gelegt wird. Das Jahreseinkommen einer

*) Der Einfachheit halber gebe ich die Preise in deutschem Gelde an.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490221629-1896111802/1